

Die ersten Ferien

Autor(en): **Balzli, Ernst**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **16 (1926)**

Heft 32

PDF erstellt am: **25.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-643430>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

am Lahntor zum gewaltigen Bau der Universität, dieser Festung der Wissenschaft, die sich vollendet dem Gesamtbild anpaßt. Noch wollten wir weiter uns dem Zauber hingeben, da — hat uns eine Böe erfasst und das Flugzeug etwas unsanft gehoben. Und nun ging eine Weile das Spiel mit den Wetterkugeln los, das auch gewissermaßen sein Interessantes hatte. Einmal hatten wir ein regelrechtes Regenwetter erreicht und dann flogen wir während einer Viertelstunde im schlimmsten Hagelwetter, um im nächsten Augenblick die Freuden eines Gewitters zu kosten. Schwarz füllten die Gewitterwolken unser Flugzeug ein. Kaum mehr sah man etwas von dem Boden und schon zuckten die ersten Blitze um das Flugzeug herum, das unentwegt seinen Kurs nach Norden nahm. Immer donnerte der Propeller seinen mächtigen Hymnus an die Arbeit des zuverlässigen Motors, nur hin und wieder wurde dieses Gedröhn überbrannt von den Gewitterentladungen. Schauerlich schön waren diese Bilder und die zeitweise auftauchenden Landschaftsteile schienen ganz gelb heraufzuleuchten — seufzend und ächzend bogen sich die Wälder weit unter uns, während das Flugzeug immer höher stieg und da — auf einmal waren wir hoch über Wolken und Wetter — über uns einen leuchtend-strahlenden Himmel, während sich unter uns in allen Farben das Wolkenmeer ausdehnte. Nicht lange dauerte dieses Schauspiel, denn die Wolkendecke riß entzwei und unter uns breitete sich ein Waldidyll aus, wie wir es schöner nicht denken konnten. Von hohen Eichen und Buchen eingerahmt, zeigte sich ein hellgrüner Schlag, in dem ein Rudel Hirsche äste. Nur ein Moment, ein Aufhorchen und schon brach die Edelwild-Gesellschaft in den schützenden Wald ein. Mehr denn einmal hatten wir dann Gelegenheit, dem Treiben dieser Hochwaldbewohner unser Auge zu leihen. —

Wir sind unversehens ins Stromgebiet der Weser gekommen. Wie singt doch Franz von Dingelstedt so schön in seinem Lied: „Hier taucht die Weser kindlich auf, von Hügeln traulich eingeschlossen und kommt in träumerischem Lauf, durch Reben nicht, durch Korn geflossen; sie windet sich mit treuem Fuß zum nord'schen Meere still hernieder und spiegelt mit geschwägchem Gruß der Ufer sanften Frieden wieder. Es glänzen in der lichten Flut der Klöster, Schlösser, Burgen, Trümmer, des Mondes und der Sonne Glut, der Türme und der Segel Schimmer.“ Und dann fliegt unser Fokker wieder über lange Wälder, die von oben aussehen wie ein schwarzer Fleck Nacht, welchen die Sonne auf der Erde zu beleuchten vergessen, dann fangen sich die hohen Bestände zu lichten an, wir kommen wieder ins freie Feld, und da wird dir wieder so wohl zu Mut ums Herz. Erste Stätten der Arbeit entbieten stummen Gruß. Mächtige Fabriken zeigen mit dunkeln Schloten gen Himmel, riesige Rauchwolken über die Landschaft ergießend. Hin und wieder dringt das Hämmern aus den Werken bis zu dem Flugzeug herauf, sonst aber keinen Laut als nur das fortgesetzte Brummen des arbeitenden Motors — und dann grüßt aus der Ferne eine Stadt — der stolze Vogel senkt sich und bald liegt er auf dem Flugplatz der Bahrenwalder Heide, — wir sind in Hannover. (Schluß folgt.)

Sommertag.

Grelle Sonne über schnitterreifen Matten,
Dunkle Rosen gluten in dem farbensatten,
Still verträumten Sommertag.

Falter taumeln trunken durch die Sommerschwüle,
Gladiolen reden ihre stolze, kühle
Blumenkerze steil empor.

Gelbe Aehren, roter Mohn und blaue Glocken,
Sensenlingen, Garbenrauschen, Vogellocken!
Sommertag, wie bist du schön! —

Elsa Bürki, Bern.

Die ersten Ferien.

Skizze von Ernst Balzli.

Sie ist ein Mütterlein aus dem Bernbiet, so zwischen sechzig und siebzig Jahren. Ihr Mann (vielleicht ist er längst gestorben) war wohl ein Schuldenbäuerlein irgendwo auf einer gähnen Egg im Emmental oder in einem weltverlorenen Schachen. Sie kennt nicht viel mehr als die allernächsten Höhen und die drei — vier umliegenden Gräben. Und das Leben hat ihr nicht viel anderes zu bieten gewußt als Arbeit und noch einmal Arbeit. Wenn der Nordsturm über die Hügel brauste und die kahlen Stoppelfelder zu frieren begannen, half sie ihrem Mann die magern Kornäckerlein pflügen fürs nächste Jahr; sie trug Steine, Wurzeln und Geröll hinweg und richtete die dunklen Schollen her für die neue Saat. Sie half im Frühling die Kartoffeln setzen an der steilsten Halde, sie schwang die Sense an den stöckigen Borden und legte das Gras zu duftenden Schwaden. Sie band die wenigen Garben und half sie in die Scheune tragen. Wo der fressende Gewitterregen die fruchtbare Erde weggerissen, da legte sie Hand an und trug sie wieder die Halde hinauf, stumm und sonder Klagen. Acht Kinder hat sie erzogen nach bestem Können und Vermögen. Sie hat gesorgt, daß die Buben etwas Rechtes lernen konnten und daß die Mädchen zu brauchen waren in Haus und Feld. Vierzig Jahre lang hat sie so gearbeitet und gewerkt, und ob all dem Schaffen ist sie alt geworden und müd und krumm, und sie hat nur noch den einen Wunsch: sich von all der Last und Mühsal ausruhen zu dürfen.

So rann ihr Leben hin, still und bescheiden, und wenn einst der jähe Schnitter Tod sie hinweggerafft hat, wird niemand von ihr singen und sagen. Niemand weiß, daß sie auch in abendspäten Stunden sich gesehnt hat, daß sie oft über die grünen Höhenzüge hinwegträumte nach den silberblauen Bergen und den sonnenroten Schneeburgen. Ihr Blick ist oft und oft hinter den letzten Schwalben hergegangen, wenn sie mit rauschenden Schwingen südwärts zogen, und ihr Herz hat sich gesehnt nach der dunklen, lichtgestirnten Ferne.

Mit einem lächelnden Seufzer hat sie die strahlenden Träume von der versorgten Stirne gewünscht und sich wieder dem grauen Alltag zugewendet.

Und nun, da sie alt und müde geworden, kam unversehens der Tag, da man ihr für einige kurze Stunden das lastende Joch von den Schultern nahm. Sie kann es noch immer nicht recht glauben, und verwirrt schaut sie in den glatten, ruhigen Lauf der Tage.

Ihre älteste Tochter ist Krankenschwester geworden. So ein stilles, ruhiges und bescheidenes Krankenschwesterlein, wie man sie in der Stadt oft in der Menge treiben sieht. Sie weiß nichts anderes, als in den Spitalern auf leisen Sohlen von Saal zu Saal zu huschen, tröstend, helfend, labend, immer freundlich und zufrieden. Sie ist sparsam, fast geizig. Aber all die harten Fünffränkler und die kargen Goldmünzen, die sie beiseite legt, haben nur einen Zweck: sie sollen einmal der Mutter ein paar sonnige Ferientage verschaffen. Einmal nur...

Und nun ist's erreicht. In einer kleinen, geschnitzten Kassette liegen die sorglich geordneten Münzen und Papierlein bereit, die das wunderfame Glück herbeizaubern können.

Vor wenigen Tagen hat das schwächliche Krankenschwesterlein die Mutter abgeholt:

„Ausspannen, Mutter! Wir fahren ins Tessin.“

Alles Sträuben hat nichts genützt. Noch am selben Tage sind sie abgefahren. Abends um halb sieben sind sie im Hotel angekommen. Und nun sitzen sie inmitten der andern Gäste an der Table d'Hôte. Das Mütterlein ist noch ganz benommen von der Reise und all den tausend neuen Eindrücken.

Wie sie ängstlich und ungeschickt ist! Die ungewohnte Umgebung und die Angst machen sie noch viel unbeholfener. Und sie spürt, daß so viele Blicke sie prüfend streifen. Sie wünscht sich fort, nach Hause vielleicht, wo sie ruhig und ungeniert ist. — Und doch ist ihr wohl, so herrlich wohl — sie weiß nicht recht warum, aber eine erquickende Wärme rinnt ihr ins innerste Herz.

Sie wagt es kaum, eine Traube zu nehmen, als die Serviertochter die purpurnen Früchte zum Dessert anbietet. Ein paar winzige Beerlein nur fischt sie heraus. Da lacht das Krankenschwesterlein, frisch und unbekümmert, und sie langt die größte und schönste Traube heraus, Pfirsiche und Feigen dazu, und sie legt die köstlichen Schätze der Mutter auf den Teller:

„Mutter, is! So schön bekommst du's nie mehr.“

Sie ist sehr erschrocken. Was werden die Leute von ihr denken! Vergern werden sich alle über ihre Unbescheidenheit.

„Nein, nein, was denkst auch!“ wehrt sie. „Es ist eine Sünde, so zu essen, wenn man nichts gearbeitet hat.“

Sünde? — Nichtsgearbeitet?

Altmödisches Mütterlein!

Heimatschutz im Kanton Thurgau.

Es fehlt unserem Schweizerländchen nicht an Vielgestaltigkeit, auch nicht in Hinsicht auf die Eigenart der Bauformen. Jeder Kanton fast, ja innerhalb der Kantone schier jede Talschaft oder Landschaft, hat ihre Besonderheiten in der Bauart ihrer Häuser. Das burgundische Haus, das alemannische und das fränkische Haus, das Alpenhaus und das italienische Haus, sie bezeichnen nur Typen, die in den verschiedenen Gegenden unseres Heimatlandes auf die verschiedensten Weisen variiert sind.

In der Ostschweiz herrscht das fränkische Haus mit seinem hohen Riegelgiebel vor; bis tief ins Herz der Urschweiz ist das Riegelhaus vorgebrungen. Aber nirgends findet man es so rein und unvermischt erhalten wie im Kanton Thurgau. Mit dem warmen Rotbraun seines dekorativ betonten Gebälks und dem leuchtenden Weiß seines Mauerwertes gibt das Riegelhaus dem Thurgauerdorf eine geradezu malerische Note.

Wie überall, so hat auch im Thurgau die städtisch angehauchte Allerweltsbauweise, die jede landschaftliche und historische Eigenart ausmerzt, dem Charakter der Dörfer in baulicher Hinsicht schon schwer Abbruch getan. Daß dies in nicht noch vermehrtem Maße geschehen ist, daß sehr viele



Die Mühle Schönenberg bei Kradolf. Ein mächtiger, stolzer Riegelbau, der, frisch renoviert, sich mit dem Hintergrunde der Ruine „Läst“ sehr hübsch ausnimmt. (Klischee Heimatschutz.)

Thurgauer Dörfer noch schöne und charaktervolle Riegelbauten aufweisen, das ist zu einem schönen Teil das Verdienst der Thurgauer Heimatschutz-Vereinigung, deren derzeitiger Präsident, es ist Herr S. Gremminger-Straub in Amriswil, ein überaus tatkräftiger Hüter und Förderer der Heimatschutzidee ist. Die hier reproduzierten Aufnahmen typischer Riegelhäuser aus dem Kanton Thurgau sind von ihm oder durch ihn veranlaßt; wir entnehmen sie dem letzten „Heimatschutz“-Heft, in dem er nebst einem Ueberblick über die Heimatschutzbestrebungen im Thurgau auch einen hübschen Aufsatz über die Thurgauer Werktagstracht geschrieben hat, wie wir sie hier — auch nach einem Klischee aus dem genannten „Heimatschutz“-Heft — reproduzieren.

Gremminger charakterisiert die Thurgauer Werktagstracht wie folgt: „Ein einfaches „Gstaltrödl“ mit Saß und Brustvordereschluß in kleinen Knöpfen, leicht und ring, wie man das heute begehrt. Der Stoff ist ein billiger, möglichst kleinfiguriger Blaudruck, der mit großem Vorteil vor der Vernähigung gebrüht wird, damit er nicht abfärbt, was er sonst stark tut. Dazu kommt eine kotonene graublau, zartgestreifte oder quadrierte weite Schürze, die auch in ähnlichem Muster rohleinen sein darf. Diese Leinenschürze ist aber viel schwerer und viel teurer, Kotonen ist vorzuziehen. Unsere Vorfahren trugen ganzleiene Hemden zur Arbeit, die Ärmel kurz und bis Mitte Oberarm aufgerädelt und oft in Falten geglättet, also in der Kürze sehr modern und bequem für die Arbeit. Das sogenannte Gstal ließ den Hals ganz frei, ohne aber direkt ausgeschnitten zu sein, wenigstens war nichts vom Hemd zu sehen. Dafür wurde um den Hals gegen Sonne und Staub ein Dreizipfeltüchlein lose geknüpft, in weißem Baumwollstoff oder gestrickt. Statt des schweren Hemdes haut man sich heute nur ein Ärmelblüschen, hinten mit Knöpfen schließbar, oder man näht sich sogar die zwei Ärmel nur an das Ärmelloch des „Gstalles“. Für Hausarbeit sind weiße Strümpfe dazu sehr hübsch. Für Garten und Feld aber wären sie zu heikel und können durch blaue oder schwarze ersetzt werden. Der Schuh ist ein kräftiger bequemer Halbschuh.“

Im gleichen Heft äußert sich eine Thurgauer Heimatschützerin über die Gefahren, die unserer geistigen schweizerischen Eigenart drohen. Unsere Lebenshaltung, unser Fühlen und Trachten wird immer mehr vom großstädtischen Vorbild, das uns jenseits der Grenze in aufdringlicher Reklame aufleuchtet, beeinflusst. Die Warenhäuser zeigen uns die Muster einer unschweizerischen fremdländischen Kultur, und wir lassen uns diese Muster und Maßstäbe für die Lebenshaltung und Lebensbetrachtung ohne Widerstand aufzwingen. Das ist nicht schweizerisch und wird sich früher oder später kulturell und politisch rächen. Unser bestes Schweizertum ist dadurch bedroht.



Der „Spittel“ Hauptwil. Ein markanter Riegelbau mitten in der Ortschaft, der dem alten Dorfteil seinen Charakter gibt. (Klischee Heimatschutz.)